



Nova Gorica – Gorizia

Die erste europäische Kulturhauptstadt in einer grenzüberschreitenden Stadt

Eva Sušnik

Nova Gorica ist eine junge, kleine Stadt im Westen Sloweniens, direkt an der italienischen Grenze. Einst war sie Teil der einheitlichen Region Goriška, deren Zentrum die Stadt Gorica bildete – heute Gorizia auf italienischem Staatsgebiet. Es war eine Stadt, in der mehrere Sprachen und Dialekte gesprochen wurden: Deutsch, Slowenisch, Italienisch, Friulanisch. Die Stadt verfügte über eine bedeutende Industrie; vor allem die Produktion von Zucker und Süßwaren, Spirituosen und Textilien war führend. Davon zeugen noch heute die meist verlassenen Fabrikgebäude und die prächtigen Villen der einstigen Industriellen. Hier wurde gehandelt und es wurden Geschäfte gemacht, die Stadt versorgte das Umland. Menschen aus den umliegenden Dörfern kamen hierher, um ihre Erzeugnisse zu verkaufen, ihre Kinder zur Schule zu schicken und ihre täglichen Besorgungen zu erledigen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg, als die Staatsgrenzen neu gezogen wurden, verlief die Grenze von 1947 mitten durch die Region Goriška. Gorizia blieb bei Italien, so fehlte der jugoslawischen (heute slowenischen) Seite ein Verwaltungs-, Kultur-, Finanz-, Wirtschafts-, Gesundheits-, Verkehrs-, Bildungs- und Dienstleistungszentrum für das weite Hinterland. Daher stellte sich die Frage nach dem Zentrum der Region. Anstatt die Aufmerksamkeit auf das nahe gelegene Ajdovščina zu richten, setzte sich die Ansicht durch, dass das neue Zentrum direkt neben dem alten entstehen sollte. Die Entscheidung für einen neuen Ort, Nova Gorica, war gefallen. Der erste Stadtplaner, Edvard Ravnikar, entwarf Nova Gorica als stolzes „Schaufenster des Sozialismus im Osten“, als Stadt für eine neue, bessere Lebensweise. Städtebaulich ging der Entwurf weit über die ursprüngliche Aufgabe der Raumordnung hinaus; im Über-

Inhalt

Štefan Čok analysiert die Erinnerungskultur rund um die slowenische Minderheit in Italien.	3
Tatiana Silla spricht mit Haimo Perkmann über Triest als Stadt ohne Hinterland.	4
Massimiliano Boschi hat sich auf eine Reise zur Ostgrenze Italiens aufgemacht.	5
Donatella Ruttar erörtert das Projekt <i>Stazione di Topolò/Postaja Topolove</i> als Utopie an der Nato-Außengrenze.	11
<i>Anna in jaz (Anna und ich)</i> ist eine Kurzgeschichte von Primož Sturman über das Zusammenleben.	12
Heike Eipeldauer wurde mit dem <i>ART-Kuratorenpreis</i> ausgezeichnet, sie interviewt Masatoshi Noguchi .	14
Poesie aus dem Slowenischen von David Bandelj .	16

GALERIE

Das Kollektiv **Robida** hat **Madalena Vieira** und **Diogo Amaro** zu einem Workshop nach Topolò eingeladen.

FOTOSTRECKE

Veronika Vascotto war bei der MIDAS *General Assembly 2025* in Nova Gorica – Gorizia und hat sich an der Grenze umgesehen.

Welcome to the border(less)

Eine *Osmiza* (slowenisch osmica) ist ein Buschen-schank im Karst. Verkauft werden lokale Produkte wie Wein und Schinken. Die *Osmiza*, zu der ich gelotst wurde, war sehr einfach eingerichtet, Biertische mit Plastiktischdecken darauf, der Wein kam vom Fass. Vorher wurde ich zum Sammeln von wildem Spargel mit Meerblick mitgenommen. Der Anlass des Ausflugs war *GO!2025*. Das slowenische Nova Gorica hat den Titel der Europäischen Kulturhauptstadt 2025 erhalten und zusammen mit der italienischen Stadt Gorizia ein vielfältiges Programm unter dem Slogan „Welcome to the borderless“ entworfen. Eine gute Gelegenheit, sich mit der Gegend zu beschäftigen und vor Ort Menschen aus verschiedensten Zusammenhängen zu treffen, die unter anderem zum Entstehen dieses Heftes beigetragen haben.

Herausragend ist die Kirche St. Michael in Lokev (Corgnale), einem kleinen Dorf im slowenischen Karst, wenige Kilometer von der Grenze bei Basovizza entfernt. Zwischen 1942 und 1943 malte Tone Kralj die Kirche aus und schuf Ungeheuerliches: Mitten im Krieg und während der Faschistischen Besatzung malte er großformatig Gabriele D’Annunzio, wie er als grün-weiß-rot gekleideter Teufel dem Sämann Christus folgt und Unkraut verstreut. Klar zu erkennen ist auch das Jüngste Gericht: zur Rechten Christi das Volk, zu seiner Linken vier Herrschaften, die um ihr Seelenheil fürchten und Geschenke anbieten: Benito Mussolini mit einem Geldsack, der Nationalsozialismus mit einem Schwert in der Hand, die japanische Diktatur trägt einen Panzer unter dem Arm und dahinter, ganz in Rot, der Kommunismus.

Hannes Egger

schwang der Zeit wollte er eine weit größere gesellschaftliche Aufgabe übernehmen. Ravnikar selbst schrieb 1984 anlässlich des 35-jährigen Bestehens der Stadt: „Der Urbanismus, wie wir ihn uns nach dem Krieg vorgestellt hatten, war nicht nur etwas Neues und Enthusiastisches, sondern weit mehr. Es war die Vorahnung und das Wissen darüber, was sein sollte, die Erwartung der Lösung aller sozialen, technischen und ästhetischen Probleme.“ (Edvard Ravnikar: *Nova Gorica po 35 letih*, Zeitschrift AB, Ljubljana, 1984).

Die Idee der Stadt

Die erste Idee des Architekten, Stadtplaners und Professors Edvard Ravnikar, der auch in Paris bei Le Corbusier studiert hatte, basierte auf den damals aktuellen Ideen der modernistischen Stadtplanung. Nova Gorica ist in vier Teile gegliedert: Zentrum (mit allen öffentlichen Einrichtungen), Wohnen, Industrie und Erholung. Die Hauptachse der Stadt ist eine breite Straße namens *Magistrala*, heute *Kidričeva ulica*. Es handelt sich um eine zwei Kilometer lange Linie, eine Art langes Zentrum mit dicht gepflanzten Platanen, die im mediterranen Klima von Gorica Schatten für das öffentliche Leben spenden. Am Rand sind öffentliche Gebäude mit einer vielfältigen, das Stadtbild prägenden Nutzung und breiten Gehwegen geplant; das städtische Leben und der Handel sollten sich unter einer schattenspendenden Baumallee abspielen – dahinter folgten Wohnhäuser, Bürogebäude und weitere öffentliche Einrichtungen. Am Anfang und am Ende der *Magistrala* sollten – als Umrahmung der neuen Stadt – auf jeder Seite sechs große Wohnblocks stehen. In seiner städtebaulichen Planung stellte Ravnikar die Bedürfnisse einer kleineren Stadt in den Vordergrund, vor allem aber die großzügige Präsenz von Grünflächen mit regionaltypischen Bepflanzungen.

Vielschichtigkeit

Nur wenige Jahre nach dem Krieg kühlten die Beziehungen zur Sowjetunion merklich ab – und mit ihnen verlor auch die politische Idee, eine Stadt zu errichten, die durch ihre bauliche Gestalt sozialistische Werte verkörpern sollte, an ideeller Kraft. Die Verantwortung für das Stadtprojekt verlagerte sich von der staatlichen auf die lokale Ebene. Damit versiegten nach und nach auch die finanziellen Mittel. Die ursprüngliche Vision verwässerte zunehmend, weil es an einer kontinuierlichen Leitung fehlte. Anstatt Ravnikars Plänen konsequent zu folgen, entwickelte sich die Stadt zunehmend organisch – geprägt von den Entscheidungen lokaler Akteur*innen und einer Verwaltung, die das städtebauliche Konzept wohl kaum in seiner Tiefe verstand. Statt die Fachplanung zu unterstützen, griffen die politischen Entscheidungsträger*innen direkt in die Umsetzung ein: Sie verengten die Hauptachse, veränderten die Struktur durch unvorhergesehene Bauprojekte und verschoben die einzelnen Bauphasen – Eingriffe, die das Stadtbild bis heute prägen. Eine deutliche Abkehr von den sozialistischen Werten zeigte sich bald in der wirtschaftlichen Ausrichtung der Stadt, denn die Verantwortlichen entschieden sich für den neuen Wirtschaftszweig des Glücksspiels. Dieses entwickelte sich daraufhin gar zur dominierenden Branche und fast schon zu einer neuen, identitätsstiftenden Rolle für die Stadt. Die Sackgasse des Glücksspiels kann Nova Gorica nun vielleicht mit dem Projekt *Europäische Kulturhauptstadt* überwinden, indem Kultur und grenzüberschreitende Zusammenarbeit zur neuen Identität der Stadt werden könnten.

Heute

Wenn wir heute durch Nova Gorica spazieren, fällt der klare modernistische Ausdruck der Gebäude ebenso ins Auge wie das viele Grün, das im milden Klima der Region prächtig gedeiht. Hier wachsen Palmen und Fichten nebeneinander, Granatapfelbäume, Platanen und Pinien. Im Frühling ist die Stadt besonders schön – alles grünt und blüht, die Gebäude scheinen unter den Baumkronen fast zu verschwinden. Sie sind pavillonartig im Raum angeordnet, mit freien Ecken, zurückversetzten Baukörpern und großzügigem Abstand zu den Straßenrändern.

Nach Edvard Ravnikar, der nur wenige Jahre am Projekt von Nova Gorica mitwirkte, haben weitere bedeutende Architekt*innen ihre Spuren in der Stadt hinterlassen. Besonders bemerkenswert ist etwa die erste Fußgängerzone im damaligen Jugoslawien, entworfen von Marijan Vrtovec, der sich dabei an skandinavischen Einkaufsstraßen orientierte. Erwähnenswert ist auch der langjährige Stadtplaner Tomaž Vuga, der zahlreiche Projekte in Nova Gorica realisierte – darunter die bekannteste Wohnsiedlung der Stadt, *Gradnikove brigade*, ein Ensemble farbenfroher Hochhäuser, das im Volksmund „Chinesische Mauer“ genannt wird. Auch sein Sohn Boštjan Vuga hat die Stadt architektonisch mitgestaltet. Sein Büro *Sadari+Vuga* war für die jüngste Umgestaltung des Bahnhofs inklusive Unterführung verantwortlich. In Nova Gorica findet sich auch eine der schönsten Bibliotheken Sloweniens, entworfen von Vojteh Ravnikar im Jahr 1999.

Eine Stadt lässt sich schwer als abgeschlossenes Projekt begreifen – denn ein Projekt hat in der Regel einen Anfang und ein Ende, während die Stadt in einander überlappenden Schichten wächst, sich stetig wandelt und in der Zeit entfaltet. Auch wenn Nova Gorica ein offizielles „Gründungsdatum“ hat, so haben sich in ihrer noch jungen Geschichte bereits eine Vielzahl von Schichten angesammelt.

Die ursprüngliche Vision von Edvard Ravnikar blieb unvollendet – nur ein kleiner Teil wurde tatsächlich gebaut. Der Architekt war darüber wohl enttäuscht, wie er auch in einem bekannten Text anlässlich des 35-jährigen Stadtjubiläums schrieb:

„Der Bau von Nova Gorica ist vermutlich das aussagekräftigste Beispiel für das Schicksal des Städtebaus in Slowenien nach der Befreiung – und am ehesten müsste man es wohl als Tragödie bezeichnen.“

(Edvard Ravnikar: *Nova Gorica po 35 letih* [Nova Gorica nach 35 Jahren], Zeitschrift AB, Ljubljana, 1984) Dennoch beruhen die städtebaulichen Qualitäten, die heute als charakteristische und wertvolle Merkmale Nova Goricas gelten, allesamt auf Ravnikars Ideen und seinen weitblickenden Überlegungen. Das System aus parallelen und quer verlaufenden Straßen folgt seiner ursprünglichen Konzeption, ebenso die Einbettung in die umgebende Landschaft, denn der Blick auf die grünen Hügel trägt wesentlich zur Identität der Stadt und ihrer Bewohner bei. Visionär war auch Ravnikars Idee, Nova Gorica durch die *Erjavčeva-Straße* mit dem benachbarten Gorizia in Italien zu verbinden, denn genau diese Verbindung führte nun zur Verleihung des Titels *Europäische Kulturhauptstadt* an das grenzüberschreitende Zwillingsstadt-Gefüge Nova Gorica und Gorizia.

Eine Geschichte, unterschiedliche Erinnerungen. Die Slowen*innen in Italien und eine schwierige Vergangenheit

Štefan Čok

Das Gebiet, das sich von den Alpen bis zur Adria erstreckt, ist reich an Kulturen, Sprachen – und Erinnerungen: Erinnerungen an eine Vergangenheit, insbesondere an ein 20. Jahrhundert, das tiefe Wunden hinterlassen hat – in der Landschaft ebenso wie im Selbstverständnis der dort lebenden Gemeinschaften. Eine dieser Gemeinschaften ist die der Slowen*innen in Italien, die entlang des heutigen Grenzgebiets zwischen Italien und Slowenien ansässig ist. Wie für alle Bevölkerungsgruppen der Region brachte das 20. Jahrhundert auch für die Slowen*innen tiefgreifende Veränderungen – mit häufigen Grenzverschiebungen und Wechseln der staatlichen Zugehörigkeit. Doch ein Zeitraum war für das kollektive Gedächtnis dieser Gemeinschaft besonders prägend: die zwanzigjährige Herrschaft des Faschismus. In dieser Phase gewann in Italien ein totalitäres Regime die Oberhand, das in diesem Grenzraum eine besonders ausgeprägte Form annahm: Es knüpfte an einen bereits vorhandenen antislawischen italienischen Nationalismus an und setzte nun die gewaltsame Assimilierung der slawischen Bevölkerung – Slowen*innen ebenso wie Kroat*innen – in die Tat um. Diese lebten in einem Gebiet, das Italien nach dem Ersten Weltkrieg annektiert hatte.

Das Ziel dieser Zwangsassimilation war tief durchdrungen von Ressentiments und Rassismus. So machte sich die Überzeugung breit, die Slawen (ein Begriff, den die Faschisten benutzten, ohne zwischen Slowen*innen und Kroat*innen zu unterscheiden, die gleichermaßen als minderwertig galten) müssten mit allen Mitteln in die „überlegene italienische Zivilisation“ integriert werden. Diese Assimilation erfolgte mit physischer, psychischer und rechtlicher Gewalt, die sich mit der zunehmenden Ausbreitung des faschistischen Totalitarismus immer mehr verschärfte.

Dieses traumatische kollektive Gedächtnis lässt sich auch verorten – drei Orte verdienen dabei besondere Aufmerksamkeit. Der erste ist das *Narodni dom*, das „Nationale Haus“, das 1904 im habsburgischen Triest errichtet wurde. Es war ein kultureller Bezugspunkt nicht nur für die Slowen*innen in Triest, sondern für alle slawischen Völker der Habsburgermonarchie, die in Triest ihren Zugang zum Meer hatte. Das große multifunktionale Gebäude war ein Symbol der Emanzipation und der starken Präsenz im Stadtzentrum – und wurde von den besonders nationalistisch gesinnten Teilen der italienischen Führungsschicht als fremd und inakzeptabel angesehen.

Diese Ablehnung entlud sich mit besonderer Wucht in den aufgewühlten Monaten nach dem Ersten Weltkrieg, als die italienischen Behörden gerade erst im Gebiet Fuß fassten und auf eine slowenische und kroatische

Bevölkerung trafen. Am 13. Juli 1920 kam es dann zu einem Wendepunkt – nicht nur in der Geschichte Triests, sondern auch Europas: An diesem Tag verübten die Faschisten einen Anschlag auf das *Narodni dom*, zerstörten es – und rühmten sich dieser Tat. Denn für die junge faschistische Bewegung war diese Zerstörung eine große Heldentat; für die slowenische Gemeinschaft hingegen ein tiefer Schock. Boris Pahor, der große slowenische Schriftsteller aus Triest und außergewöhnliche Zeitzeuge des 20. Jahrhunderts, war damals sieben Jahre alt und erlebte den Angriff mit eigenen Augen. In seinen Werken schildert er das Ereignis in erschütternder Eindringlichkeit. Für die Slowen*innen markierte diese Zerstörung den Beginn einer neuen Ära – einer Ära der Unterdrückung und des Leidens, die mit der Machtübernahme des Faschismus 1922 ihre volle Entfaltung fand. Die Zerstörung des *Narodni dom* war der Auftakt einer systematischen ethnischen „Säuberung“, wie es Mussolini selbst nannte. Es folgten die Schließung slowenischer Schulen, die Italianisierung von Vor- und Nachnamen und der Versuch, jede sprachliche und kulturelle Ausdrucksform zu unterdrücken, die nicht dem Bild des faschistischen Regimes entsprach.

Die Geschichte des *Narodni dom* endet jedoch nicht mit dem Brand. In den letzten Jahren begann ein neues Kapitel: Der italienische Staat beschloss, das Gebäude der slowenischen Gemeinschaft zurückzugeben – der Prozess ist formal abgeschlossen, de facto aber noch im Gang. Heute nimmt das *Narodni dom* wieder seinen Platz in der Gegenwart und Zukunft der Stadtgeschichte ein – eine große Herausforderung nicht nur für die Slowen*innen, sondern für ganz Triest.

Die faschistische Unterdrückung kam nach dem Brandanschlag erst richtig in Gang. Daher formierte sich in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre der Widerstand der jungen Slowen*innen und Kroat*innen. Da legaler Protest nicht möglich war, entstand eine illegale Widerstandsbewegung. Es wurden die Organisationen *TIGR* (Triest, Istrien, Görz, Rijeka) und *BORBA* (Kampf) gegründet, deren Mitglieder *borbaši* genannt wurden. Diese begannen mit heimlichen Aktivitäten – anfangs noch tastend, lernten sie auf schmerzliche Weise, was es bedeutet, Widerstand gegen ein totalitäres Regime zu organisieren. Sie schmuggelten und druckten slowenische Texte, denn wenn das Ziel der Faschisten die Auslöschung einer jahrhundertealten Sprach- und Kulturpräsenz war, konnte der erste Akt des Widerstands nur die Verteidigung der Sprache sein. Doch bald wurden die Aktionen radikaler – etwa durch Brandanschläge auf

Schulgebäude. Eine verstörende, erklärungsbedürftige Entscheidung: Diese Schulen waren in der späten Habsburgerzeit mit viel Mühe errichtet worden und galten als Hoffnungsträger für Bildung und Aufstieg. Doch die Faschisten hatten sie in Werkzeuge der Assimilation verwandelt, indem sie die slowenischen Lehrer*innen entließen und durch italienische ersetzten. Die jungen slowenischen Aktivist*innen trafen also eine schmerzliche Wahl, als sie ausgerechnet die Schulen angriffen, die sie selbst noch vor wenigen Jahren besucht hatten.

In einem totalitären Staat aber kennt Gewalt nur eine Richtung – die Eskalation. Ende der 1920er hatte das Regime alle Mittel der Repression in der Hand. In Pula in Istrien trat der Sondergerichtshof zum Schutz des Staates zusammen und verurteilte den jungen Kroaten Vladimir Gortan zum Tode. Für die *borbaši* stellte sich die Frage: Aufgeben oder weitermachen? Sie entschieden sich für Letzteres – mit Bombenanschlägen auf den *Faro della Vittoria* in Triest, das Symbol des italienischen Sieges im Ersten Weltkrieg, und auf die Redaktion der faschistischen Zeitung *Il Popolo di Trieste*. Bei letzterem Anschlag kam ein Redakteur ums Leben – für die Faschisten der willkommene Anlass, eine umfassende Repressionswelle zu starten.

Diese kulminierte im ersten großen Prozess in Triest im September 1930. Das faschistische Sondergericht verurteilte vier junge Männer – Ferdo Bidovec, Franjo Marušič, Zvonimir Miloš und Alojz Valenčič – zum Tod. Sie wurden am Morgen des 6. September 1930 auf dem Karstplateau von Basovizza-Bazovica erschossen. Diese vier wurden sofort zu Märtyrern – nicht nur für die Slowen*innen in Triest, sondern für das gesamte slowenische Volk. Bis 1945 war selbst ihr Grab unbekannt. Erst nach dem Ende des Kriegs wurde ihr Bestattungsort auf dem Friedhof Sant’Anna in Triest gefunden – heute erinnert ein Denkmal an sie. Auch in Basovizza selbst steht ein Denkmal, es ist eines der wichtigsten für die slowenische und kroatische Bevölkerung. Nur wenige Hundert Meter entfernt befindet sich hingegen das Denkmal der *Foiba* von Basovizza, das in den letzten Jahrzehnten in Italien zunehmende Aufmerksamkeit erhielt.

Besonders symbolisch war daher der 13. Juli 2020: Anlässlich des 100. Jahrestags der Brandstiftung am *Narodni dom* und der beginnenden Rückgabe des Gebäudes durch den italienischen Staat reisten die Präsidenten Italiens und Sloweniens, Sergio Mattarella und Borut Pahor, gemeinsam nach Triest. In Hand begaben sie sich zu den beiden Gedenkstätten von Basovizza – ein symbolischer Akt der Versöhnung, mit dem sie zwei unterschiedlichen, aber für beide Länder bedeutsamen Erinnerungen ihre Ehre erwiesen.

Die *kulturelemente* sind eingetragen beim Landesgericht Bozen unter der Nr. 1/81. Alle Rechte sind bei den Autorinnen und Autoren. Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit Genehmigung der Redaktion und Angabe der Bezugsquelle erlaubt.

Stadt ohne Hinterland

Die Triestiner Kulturhistorikerin Tatiana Silla widmet sich in ihren Werken dem kulturellen Erbe Mitteleuropas. In ihrem *Triestiner Kulinarium* spürt sie jenen Einflüssen nach, die diese Stadt zwischen Italien, Österreich und Slowenien bis heute prägen.

KULTURELEMENTE Sie sind in Triest aufgewachsen. Wie sehr war die slowenische Minderheit für Sie persönlich im Triest Ihrer Kindheit präsent?

TATIANA SILLA Man muss sich vor Augen halten, dass Triest mit seinem einst strategisch wichtigen Hafen für Österreich-Ungarn ganz plötzlich an Bedeutung verlor, als die Stadt nach der Besetzung durch italienische Truppen am 3. November 1918 und mit dem Vertrag von Rapallo 1920 an das Königreich Italien angegliedert wurde. Italien verfügte bereits über wichtige Häfen im Norden, wie Venedig und Genua, und hatte – auch aufgrund geopolitischer Veränderungen in Mitteleuropa – kein Interesse am Seehandel der Stadt. Dadurch veränderte sich nach dem Ersten Weltkrieg die demografische Struktur: Viele mitteleuropäische Bürger verließen die Stadt, an ihrer Stelle kamen Menschen aus anderen italienischen Regionen. Eine wichtige Rolle spielte damals der *Triestiner Irredentismus*, eine politische und kulturelle Bewegung, die den Anschluss an Italien anstrebte. Infolgedessen entwickelte der *Irredentismo* einen ausgeprägt „antislawischen“ Nationalismus. In den Worten des Historikers Renzo De Felice, fand „die wahre Feuertaufe des *Squadrisimo*“ am 13. Juli 1920 in Triest statt, als faschistische Aktionsgruppen den *Narodni dom* [Volks-haus] genannten Sitz der slowenischen Organisationen in Brand setzten. Während der zwanzigjährigen Diktatur kam es zu zahlreichen Übergriffen und Gewalt gegen die slowenische Bevölkerung: Die slowenische Sprache wurde in der Schule und in der Öffentlichkeit verboten, die Familiennamen „italianisiert“. Ziel war es, die gesamte Bevölkerung, auch im Hinterland und in Istrien italienisch zu machen. All dies führte unmittelbar nach der Befreiung zu vorhersehbaren Racheaktionen. Von beiden Seiten wurden Gewalttaten verübt. Meiner Meinung nach kann man nicht von den *Foibe* sprechen, ohne die vorangegangene antislawische Gewalt zu kontextualisieren, die in diesen Gebieten über einen langen Zeitraum hinweg verübt wurde.

Ich selbst erlebte noch jene bedrückende Atmosphäre, die von den Nachwirkungen des Zweiten Weltkriegs herrührte. Es war eine Zeit starker Spannungen, die sich Ende der 1990er Jahre allmählich legten. Triest war damals eine Stadt mit zwei völlig getrennten Kulturen, in der es schwierig war, Kontakte mit der jeweils anderen Gruppe zu knüpfen. Die slowenische Community hatte in den Stadtvierteln mit dem höchsten slowenischen Bevölkerungsanteil sowohl Schulen als auch ein Theater, Buchhandlung und anderes mehr. Ich wuchs also in einem offiziell mehrsprachigen Umfeld auf, das nur auf dem Papier bestand, denn in Wahrheit herrschte eine völlige Trennung. Als Kind erlebte ich mehrmals verbale Angriffe gegenüber Slowenen,

zudem wurde bewusst die Angst vor der „bedrohlichen“ jugoslawischen Grenze geschürt. Meine ersten Kontakte zur slowenischen Minderheit hatte ich also erst an der Universität. Damals blickten wir alle in eine Zukunft, die wir anders gestalten wollten. Die Situation hat sich inzwischen deutlich verbessert. Heute schicken viele Italiener*innen in Triest ihre Kinder sogar in den slowenischen Kindergarten; insgesamt ist die Mehrsprachigkeit gestiegen und die Beziehungen sind entspannter. Die Öffnung der Grenzen durch den Schengener Vertrag hatte sicherlich einen positiven Einfluss, ebenso der Hochschulaustausch. Immer mehr Menschen entdecken zudem, dass sie selbst slowenische Vorfahren haben. So erging es auch mir, als ich aus Neugierde ein wenig Ahnenforschung betrieb. Jahrelang wurde in meiner Familie behauptet, dass die Sillas ursprünglich aus Karnien in Friaul stammten. Als ich dann Zugang zu den Kirchenbüchern erhielt, stellte ich fest, dass die Familie Silla aus Povir stammte, einem kleinen Dorf unweit der Grenze. Der Nachname wurde je nach Herkunft des Priesters unterschiedlich geschrieben: Sila, Sylla, Siller. Mein Urgroßvater stammte von dort und zog als junger Mann nach Triest. Sein Sohn sprach bereits kein Slowenisch mehr, was im habsburgischen Kontext kein großes Problem war. Bei meinen Recherchen spürte ich einen direkten Verwandten auf, den ich in Ljubljana besuchte. Es war ein ganz und gar „mitteleuropäischer“ Moment, denn wir verständigten uns auf Deutsch, da ich kein Slowenisch und er kein Italienisch spricht.

Im Wiener Mandelbaum Verlag haben Sie mehrere Bücher, sogenannte „Gourmandisen“ publiziert, darunter das *Triestiner Kulinarium*, in dem viele mitteleuropäische Einflüsse zum Vorschein kommen. Wie leben die Triestiner heute dieses Erbe? Spielt es eine Rolle im kollektiven Bewusstsein?

Ich habe mich schon früh mit der Geschichte Triests aus kulinarischer Sicht beschäftigt. Der Grund dafür liegt nicht nur in meiner Leidenschaft für das Kochen und Experimentieren. Heute denke ich, dass ich damit das unangenehme Lebensgefühl lindern konnte, in einer verschlossenen Stadt ohne Hinterland zu leben, die an ihrer düsteren post-habsburgischen Vergangenheit festhielt. Indem ich mich damit beschäftigte, gelang es mir, jenen mitteleuropäischen Geist wahrzunehmen, wo es den verschiedenen Gemeinschaften gelungen war, eine kleine Fischerstadt in eine vielfältige Stadt zu verwandeln. Meines Erachtens ist die Triestiner Küche – neben der sizilianischen – jene kulinarische Tradition, die am meisten Einflüsse anderer Kulturen aufweist, darunter aus Slowenien, Venetien, Istrien, Kroatien, Friaul, Griechen-

land, der Türkei, Österreich, Böhmen, Armenien und der jüdischen Tradition. Der regionale Charakter der kulinarischen Tradition dieser Stadt im äußersten Nordosten Italiens besteht also gerade darin: in der Neuinterpretation von Gerichten und Einflüssen. So kommen beispielsweise *Sardoni in savor* frittiert und mariniert mit Essig und Zwiebeln auf den Tisch, jedoch ohne Rosinen und Pinienkerne wie in der venezianischen Rezeptur jüdischen Ursprungs. Oder *Gulasch*, gleich geschrieben wie im Deutschen, das sich vom ungarischen Original unterscheidet und mit weniger Zwiebeln und Paprika, aber mit Tomatenauc zubereitet wird. Sprachlich und kulturell finden sich in der Küche viele Einflüsse aus Österreich und Slowenien. So ist es auch heute noch üblich, Aufschnitt und andere Waren in Dekagramm zu bestellen – wie in Wien. Grieb wird in Triest ebenso *gries* genannt, aber so ausgesprochen, wie es geschrieben wird. Verschiedene Süßspeisen sind slowenischen Ursprungs, etwa die *Putiza*, ein Gebäck aus Hefeteig, gefüllt mit Walnüssen, Haselnüssen, Rosinen, Pinienkernen, Rum, Schokolade und kandierten Früchten. Der Name stammt vom slowenischen Wort *potica*, vom Verb *poviti*, was „wickeln, rollen“ bedeutet. In einigen Gebieten des Karsts wird hingegen die weiße *Putiza [bela potica]* zubereitet, deren delikater Teig anstelle von Walnüssen, Mandeln, Rum oder Grappa, Honig und Zimt enthält. In einigen Gebieten Kärntens und der Steiermark wird ein sehr ähnliches Gebäck, die *Potize* zubereitet. Ein weiteres Gericht aus dem Karst, das in Triest sehr geschätzt wird, ist der *Kuhani štruklji*, ein Ricotta-Walnuss-Strudel aus Hefeteig, der gekocht oder gedämpft wird. Es gibt auch eine herzhaftere Variante mit Spinat und Ricotta. Ich glaube, dass sich viele Triestiner – nicht zuletzt durch den deutlichen Anstieg des Tourismus – ihrer eigenen Geschichte heute bewusster sind und den kulturellen sowie kulinarischen Reichtum, den sie geerbt haben, mit neuen Augen sehen. Auch mir hat sich eine neue Perspektive eröffnet: ein anderer Blick auf eine vielsprachige Stadt, tief verwurzelt in der Geschichte der Habsburgermonarchie.

Wozu sind Grenzen da?

Eine Reise entlang der italienischen Ostgrenze – zwischen Kriegen, Irrenanstalten und... Wirtshäusern

Massimiliano Boschi

Piran, auf italienisch Pirano genannt, gilt als die „venezianische Perle“ des kurzen slowenischen Küstenstreifens. Die italienische Grenze liegt nur 25 Kilometer entfernt, die kroatische sogar noch näher – kaum ein Dutzend Kilometer. Im Sommer, sobald die Sonne sinkt und mit ihr die Temperaturen, füllen sich die Plätze mit Kindern, die lachend auf Rollern oder zu Fuß herumtollen oder Fußball spielen. Die Kinder stammen aus Familien aus allen Teilen des ehemaligen Jugoslawiens, wie die Stammgäste der schwimmenden *Osteria* im kleinen Hafen, nur wenige Schritte vom Dorfplatz entfernt, betonen. Nachdem die Sonne endgültig hinterm Horizont verschwunden ist, verlassen die Tourist*innen langsam das Lokal und machen Platz für die Stammgäste, die hier bei einem Gläschen Wein gesellig beisammen sitzen. Eine *Osteria* voll Einheimischer, denen der lokale Malvasia-Wein die Zunge lockert. Gibt es eine bessere Gelegenheit, die Seele eines Ortes zu verstehen? In Piran sprechen fast alle Italienisch, eher aus touristischen denn aus historischen Gründen, und das Gespräch endet unweigerlich dort, bei Grenzen und Nationalitäten. „Piran ist ein kleines Venedig, wir haben sogar im Winter Hochwasser“, erklärt ein Gast redefreudig, „jedes Gebäude zeugt von dieser Vergangenheit. Meine Großmutter, die venezianischen Dialekt sprach, wurde als Österreicherin geboren, wuchs als Italienerin auf, wurde dann Jugoslawin und starb als Slowenin, aber sie hat Piran nie verlassen.“ Auf die Frage, wie sie sich dann selbst definieren, ruft einer der Anwesenden: „Batok!“ und lacht dabei: „Wir sind lokale Bastarde“. In einem italienisch-slowenischen Wörterbuch findet sich keine Übersetzung, besser nicht nachschlagen – „lokale Bastarde“ bleibt die beste Definition für alle, die in dieser Welt leben.

Koper

Koper, auf italienisch Capodistria, ist der Seehafen eines Berglandes. Es ist die bevölkerungsreichste der vier Gemeinden, in denen Italienisch als Amtssprache anerkannt ist. Die anderen sind Ancarano, Isola und das bereits erwähnte Pirano, allesamt Küstenstädte. Koper ist heute ein kleines Juwel, doch um Erfahrungswerte zu sammeln, suchen wir eine weitere *Osteria* auf. Leider ist es die falsche Uhrzeit, alle Tische sind von Tourist*innen besetzt, die wenigen Einheimischen stehen Schlange, um ein paar Flaschen Malvasia mit nach Hause zu nehmen. Es bleibt nichts anderes übrig, als schnell etwas zu bestellen, leider auf Englisch, was den Wirt verärgert: „Sind Sie Italiener? Warum haben Sie mich dann auf Englisch angesprochen? Wir sind in Istrien, ich verstehe Sie.“

Sich auf Italienisch zu entschuldigen, scheint seine



Laune nicht zu verbessern. „Nein, ich bin kein Italiener, ich fühle mich nur einer Republik zugehörig: der Serenissima.“ Das mag wie eine provokante Bemerkung klingen, aber ein Blick in die Umgebung genügt, um zu verstehen, dass dem nicht ganz so ist. Nicht nur, weil der venezianische Dialekt an der gesamten slowenischen Küste noch weit verbreitet ist, sondern auch, weil jede Begegnung bestätigt, was Paolo Rumiz in einem vor 30 Jahren geschriebenen Buch (*Vento di terra – Bee Verlag*) betont hat: „In dieser Gegend lehnen die Menschen die Idee einer Nation ab, die ihnen nur Unglück gebracht hat. Das Land gehört denen, die es angenommen haben, die es bewohnen, bebauen und leben.“ Es gibt zahlreiche Bestätigungen für diese These, auch wenn die Politik „lokale Bastarde“ und Grauzonen nur schwer erträgt und klare Identitätsgrenzen dem Austausch von Visionen vorzieht. Wenn es so weitergeht, werden Volkszählungen irgendwann Wahlen ersetzen. Man muss nicht einmal weit gehen, um Orte zu finden, an denen Wahlen und ethnische Volkszählungen mittlerweile deckungsgleich sind. Apropos Volkszählungen: Laut der „österreichischungarischen Reichszählung“ von 1900 lebten in Capodistria 7.205 Italiener*innen, 391 Slowen*innen, 167 Kroat*innen und 67 Deutsche. Ein Jahrhundert später, im Jahr 2002, der letzten verfügbaren „ethnischen“ Volkszählung, gehörten 1,6 % der Gesamtbevölkerung der italienischen Volksgruppe an. Dazwischen lagen jedoch zwei Weltkriege.

Das Kanaltal

Auf der anderen Seite der Ostgrenze, weniger als zweihundert Kilometer weiter nördlich, wo die italienisch-slowenische Grenze auf die österreichische trifft, im Kanaltal (italienisch Val Canale), ist die Situation umgekehrt. Hier sprachen 1919 nach dem Vertrag von

Saint-Germain 70 % der Einwohner*innen Deutsch, 29 % Slowenisch, während die Italienischsprachigen nur eine Handvoll waren. Ein Jahrhundert später sprechen etwa 6 % der Einwohner*innen Slowenisch und 2 % Deutsch, der Rest spricht Italienisch oder Friaulanisch. Viele „Deutsche“ verließen bereits 1919 das Kanaltal, die anderen litten unter der Unterdrückung durch das faschistische Regime: Auslöschung der deutschen (und slowenischen) Identität, Enteignung von Land, Verbot der Verwendung der deutschen (und slowenischen) Sprache. Auch im Kanaltal kam es zu den „Optionen“, die durch die Anwesenheit der Slowen*innen und die mangelnde internationale Aufmerksamkeit erschwert wurden. Das Ergebnis? Von 5.603 „Allogenen“ entschieden sich 337 für Italien (6,01 %), 4.576 für Deutschland (81,67 %), während 690 (12,31 %) sich nicht äußerten. Für die Slowen*innen war die Entscheidung besonders schwierig, da sie sich zwischen einem Umzug ins nationalsozialistische Deutschland oder dem Verbleib im faschistischen Italien entscheiden mussten. Beide Regime hatten keine großen Sympathien für sie. Es folgte der Zweite Weltkrieg, der die Grenzen erneut veränderte und Familien und Gemeinschaften wieder trennte. Ist es ein Zufall, dass „Ukraine“ von einem slawischen Wort stammt, das „Grenzland“ bedeutet? Leider sind Grenzen mit Toten gepflasterte Korridore, das Ergebnis mehr oder weniger langer Kriege, die auf dramatische Weise das Scheitern des Willens zum Zusammenleben symbolisieren. Für Italien war die Ostgrenze die problematischste von allen. Eine kurze Aufzählung der Ereignisse, die sie im 20. Jahrhundert geprägt haben, genügt: die Front des Ersten Weltkriegs, die faschistische Unterdrückung der slowenischen Minderheit, die Invasion Jugoslawiens 1941, die *Foibe*, die Teilung Triests und Gorizias, der Krieg im ehemaligen Jugoslawien.

Die Minderheiten in Europa befinden sich in ähnlichen Situationen wie die slowenische Gemeinschaft in Friaul-Julisch Venetien. GO!2025 bot Raum für die Konferenz „Minorities: Newspapers on the Border“, um unterschiedliche Erfahrungen an den europäischen Grenzen zusammenzuführen und miteinander zu vergleichen. FOTO Veronika Vascotto



Gorizia (und Nova Gorica)

Ein Abschnitt der Ostgrenze ist möglicherweise bedeutender als andere, nämlich der, der seit 1947 den Friedhof von Merna, nur wenige Schritte von Gorizia entfernt, durchquert. Dort trennten Grenzsteine und Zäune die Gräber und sogar die Überreste eines Verstorbenen. Es dauerte dreißig Jahre, bis beschlossen wurde, die Grenze außerhalb des Friedhofs zu verlegen und zumindest die Toten zu respektieren. Dieser Friedhof beherbergt heute ein kleines Museum zur Erinnerung an diese absurde Teilung, das Teil der Routen von GO!2025 borderless ist, dem Veranstaltungsprogramm von Gorizia und Nova Gorica, den Kulturhauptstädten Europas für das laufende Jahr. Im Mittelpunkt von GO!2025 steht die Piazza Transalpina (Trg Evrope), der Platz an der Grenze, direkt gegenüber dem Bahnhof von Nova Gorica, ein Ort, der früher von einer halben Meter breiten, mit Stacheldraht bedeckten Mauer durchzogen war. Heute ist davon nur noch eine leicht zu überwindende Mauer übrig, die sich bis zur Straßengrenze erstreckt. Nicht weit vom Grenzübergang entfernt klettert eine Gruppe von Kindern auf die kleine Mauer, die die beiden Länder trennt, um darauf herumzulaufen. Sie testen ihr Gleichgewicht, wie es Kinder auf der ganzen Welt tun, ohne zu wissen, dass sie zu unwissenden „Botschaftern“ des programmatischen Manifests von GO!2025 werden: „Wir brauchen einige Systeme, die bereit sind, für immer zu verschwinden! Die ideologischen Systeme des 20. Jahrhunderts und ihr trauriges Erbe, an dem wir uns noch immer festklammern, wenn wir keine Zukunft haben, auf die wir blicken können. Was wir schaffen wollen, ist ein neues kulturelles Ökosystem, ein neuer Sinn und eine neue Kultur des Daseins als Stadt zwischen zwei Ländern. Ein gemeinsamer Kulturraum, wirklich grenzenlos und mehrsprachig, in dem sich endlich alle zu Hause fühlen und Gehör finden können.“

Eine Aufforderung, mentale und physische Grenzen zu überwinden, die im aktuellen Profilbild von GO!2025 in den sozialen Netzwerken bekräftigt wird. Im Mittelpunkt steht Marco Cavallo, eine vier Meter hohe Skulptur aus Holz und Pappmaché, die seit einem halben Jahrhundert Symbol für den Kampf gegen die Schließung von Irrenanstalten ist. Das Werk befindet sich in Triest, aber in Gorizia begann der Weg von Franco Basaglia, der mit der Verabschiedung des Gesetzes 180 endete, das die psychiatrischen Kliniken abschaffte. Ein Teil der Mauer der Irrenanstalt von Gorizia markierte einen Abschnitt der Grenze zwischen Italien und Jugoslawien, ein symbolisches Zeichen für die Affinität zwischen Irrenanstalt und Grenze. Das gesamte Werk von Franco Basaglia hat gezeigt, wie Irrenanstalten, die sich an Prioritäten der öffentlichen Ordnung und sozialen Kontrolle hielten, Krankheit statt Heilung hervorbrachten. Heute muss man sich jedoch fragen, ob Grenzen, die ebenfalls zur Gewährleistung von Sicherheit und Kontrolle geschaffen wurden, nicht letztendlich nur Kriege und Leid reproduzieren. Es ist kein Zufall, dass Basaglia 1961 nach Gorizia kam, um die psychiatrische Klinik zu leiten, während sich das Wissen über die Geschehnisse in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern wie ein Lauffeuer verbreitete. Bilder und Überlegungen, die auch die Sichtweise auf die Irrenanstalten beeinflussen mussten. Mitte der 1960er Jahre tauchten dann die ersten Vorschläge für eine radikale Reform auf. 1966 erschien Manicomi come Lager (Irrenanstalten wie Lager) von Angelo Del Boca (Edizioni dell'Albero), ein Enthüllungsbuch, das von der Rede des damaligen Gesundheitsministers Luigi Mariotti auf einer Tagung in Mailand am 20. September 1965 ausging: „Wir haben heute psychiatrische Kliniken, die echten deutschen Lagern und echten dantesken Höllen gleichen. Wir müssen in diese Welt Elemente einbringen, die ein neues Verhält-

nis zwischen Patient und Arzt sowie zwischen der Zivilgesellschaft und dem Einzelnen herstellen.“ Die Äußerungen des Ministers lösten heftige Kontroversen aus, rückten jedoch die Situation der Irrenanstalten in Italien in den Fokus der Medien. So verbreiteten sich Basaglias Ideen auf fruchtbarem Boden und 1971 wurde der venezianische Psychiater zum Direktor der Irrenanstalt von Triest ernannt. Nur zwei Jahre später wurde die Einrichtung von der Weltgesundheitsorganisation als Pilotprojekt in der psychiatrischen Forschung anerkannt, und 1978 wurde das Gesetz 180 verabschiedet.

Triest

Die psychiatrische Klinik von Triest lag auch geografisch in der Nähe eines nationalsozialistischen Konzentrationslagers, der Risiera di San Sabba, etwas mehr als fünf Kilometer entfernt. Es war eines von vier nationalsozialistischen Konzentrationslagern, die zwischen Herbst 1943 und April 1945 in Italien in Betrieb waren – das einzige mit einem Krematorium. Die anderen drei befanden sich in Fossoli bei Modena, in Bozen nahe der österreichischen Grenze und in Borgo San Dalmazzo nahe der französischen Grenze. Derzeit ist es täglich bei freiem Eintritt geöffnet. Trotz des Wochentags und des sommerlichen Wetters empfängt es eine große Anzahl von Besucher*innen. Die meisten sind mit einem Audioguide ausgestattet, und nur sehr wenige verlassen den großen Raum, in dem die Zellen untergebracht sind, ohne davon beeindruckt zu sein. Wer psychiatrische Anstalten kennt – und das sind in Triest nicht wenige – kann die große Ähnlichkeit mit den Zimmern der alten psychiatrischen Abteilungen nicht übersehen. Am Eingang der Risiera befinden sich hingegen mehrere Gedenktafeln zum Gedenken an die Opfer, von denen zwei die Besucher*innen besonders anziehen: der Brief eines zum Tode verurteilten Partisanen an seine Mutter und der in italienischer und hebräischer Sprache von der jüdischen Gemeinde Triests in Auftrag gegebene Brief, der einen Satz aus der Bibel zitiert: „Seht, schaut, ob es einen Schmerz gibt, der meinem Schmerz gleicht“ (Jeremia, Klagelieder, 1,12). Beim Lesen scheinen viele an die Ereignisse in anderen Grenzgebieten zu denken, nur wenige murmeln es leise vor sich hin. Nach dem Verlassen der Risiera atmet man unweigerlich tief durch, auch wenn es trotz der Bora und der Klischees nur wenig Luft gibt. Um der von Autos erstickten Strandpromenade zu entfliehen, gibt es nichts Besseres als eine Osmiza, eine typische Osteria der Umgebung, in der der Wein direkt in den Kellern der Winzer getrunken wird. Osmiza leitet sich vom slowenischen Wort osmica ab, was „Achtel“ bedeutet und die acht Tage bezeichnete, an denen die österreichisch-ungarischen Behörden den Ausschank erlaubten. Von den „lokalen Bastarden“ zu den „lokalen Bastarden“. Es mag banal klingen, aber dieser Kontext und der Blick auf das Meer von oben zeigen eine Welt, die weit entfernt ist von Grenzen und Kontrollen. So sehr, dass man im Online-Wörterbuch nach dem Gegenteil von Grenze sucht. Leider gibt es kein solches Wort, nur Synonyme: Grenze, Sperre... Wie wäre es mit „Horizont“?



FOTO Jana Jocif



Stazione di Topolò | Postaja Topolove



Donatella Ruttar

Die Idee war verrückt, visionär – manch einer sprach gar von einem „Fitzcarraldo-Projekt“. Wir befinden uns in Topolò und schreiben das Jahr 1994, als die erste Ausgabe eines zeitgenössischen Kunstmagazins mit dem Namen *Stazione di Topolò | Postaja Topolove* ins Leben gerufen wird.

Topolò – Topolove im slowenischen Dialekt der Natisone-Täler – ist ein schönes Bergdorf am Ende der Straße, nur wenige Hundert Meter von der slowenischen Grenze entfernt. Zwischen den beiden Weltkriegen war es mit fast 400 Einwohnern eines der größten und bevölkerungsreichsten Dörfer der Gemeinde Grimacco, der Region Benečija und der Natisone-Täler.

In der Geschichte des Ortes spielt die Grenze eine wichtige Rolle, ebenso die Präsenz einer slowenischsprachigen Gemeinschaft, deren slawische Wurzeln bis ins 7. Jahrhundert zurückreichen.

Die Grenzlinie, die durch den Wald hinter Topolò verläuft, trägt noch Spuren der glücklichen Zeit unter der Republik Venedig. Im 20. Jahrhundert jedoch, wurde diese Grenze zum Schauplatz von Spannungen und Konflikten – sie verwandelte sich in eine „verfluchte Grenze“.

Den Anfang machte der Erste Weltkrieg, dessen Frontlinie entlang dieser Grenze verlief – bis zum Durchbruch von 1917, der zur Niederlage von Caporetto führte. Danach kam der Faschismus, der durch gewaltsame Italienisierung gegen sprachlich anders geprägte Gemeinschaften vorging und insbesondere die slowenische Sprache stigmatisierte. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Grenze, die weiterhin durch die Wälder von Topolò verlief, zum Teil des „Eisernen Vorhangs“. Europa war nun geteilt: hier die „freie Welt“, dort der Kommunismus. Und nach der damaligen Ideologie galten alle Slaw*innen als Kommunist*innen – also als Feinde. So wurden die alte Kultur und die slowenische Sprache der Gemeinschaft plötzlich zu etwas Negativem. Das Gebiet wurde zu einem unwirtlichen Ort, an dem Verbot, Kontrollen und Denunziationen zur täglichen Realität gehörten. Die Folge war der Zerfall der Gemeinschaft, die Verleugnung der eigenen sprachlich-kulturellen Identität, der Wunsch zu fliehen – das Verlassen des Ortes schien der einzige Ausweg. Für diejenigen, die nicht fortgingen, blieben Misstrauen, Angst und Verdacht.

In diesem Kontext beginnt 1994 das Projekt *Stazione di Topolò – Postaja Topolove*. Der Name ruft Bilder hervor von einem Ort des Kommens und Gehens, des Übergangs, der Begegnung, des Innehaltens und der Bewegung – in einem Dorf, das all dem diametral entgegengesetzt war.

Das Projekt gründete, kurz gesagt, auf dem Kontrast zwischen einem ausgelaugten Dorf und zeitgenössischer, experimenteller Kunst. Ein Kurzschluss zwischen zwei völlig unterschiedlichen Welten – zwischen Erinnerung und Zukunft, zwischen archaischer Lebensrealität und künstlerischer Forschung.

Die eingeladenen Künstler*innen waren aufgefordert, sich mit Topolò auseinanderzusetzen und die Impulse dieses kleinen Mikrokosmos aufzunehmen: das vergangene und gegenwärtige Leben der Bewohner – ob freudvoll oder tragisch –, die Dramatik der Grenze, Auswanderung und Verlassenwerden, die Allgegenwart der Natur, die Landschaft und Architektur, die gespro-

chene oder verdrängte slowenische Sprache, die Traditionen, die Rhythmen und das Schweigen.

Von den Kunschtchaffenden wird vor allem die Bereitschaft zum Zuhören und zur Begegnung verlangt – um daraus ein Werk zu schaffen, das diese Beziehung übersetzt.

Von den Menschen in Topolò wird verlangt, ihre Häuser zu öffnen, „die Fremden“ aufzunehmen – und keine Angst vor ihnen zu haben.

Im Rahmen des Projekts wohnen die Kunschtchaffenden im Dorf, werden Teil davon, knüpfen Verbindungen – und kehren wieder zurück.

...Man muss erfinderisch sein.
Ein Stall kann zu einem Tempel werden und dennoch auf magische Weise ein Stall bleiben.
Weder ein Gott noch eine Idee werden uns retten – nur eine lebendige Beziehung.
Es braucht einen anderen Blick, um demjenigen Sinn zu geben, der jeden Tag wieder auf barbarische Weise stirbt...

Antonio Neiwiller
(aus *Per un teatro clandestino*, 1993, ein Text, der uns auf unserem Weg begleitet hat)

Und das Wunder geschieht: Das Dorf empfängt, beherbergt, trägt – so gut es kann – zu dieser neuen Normalität bei. Dadurch sorgt es für Belebung, für eine neue Leichtigkeit, eine neue Zeit, die das Dorf *Senjam* nennt – wie das traditionelle Patronatsfest. Das ist der „andere Blick“, den die Kunst auf Topolò geworfen hat.

der Verslossenheit die Gastfreundschaft,
dem Misstrauen die Neugier,
der Schwere die Leichtigkeit,
dem Verfall die Gabe,
der Gleichgültigkeit das Zuhören,
dem Wegfahren das Ankommen.

Von Anfang an war die Öffnung nach außen ein prägendes Merkmal des Projekts, das in seinen Anfängen In situ-Kunstinstallationen an verschiedenen Orten des Dorfes zeigte. Doch es sind Beziehungen, Freundschaften und gegenseitige Wertschätzung, die die Projekte nähren: Die *Stazione* wird zu einem echten Knotenpunkt des Austauschs, an dem sich internationale Künstler*innen unterschiedlicher Disziplinen, geografischer Herkunft und kultureller Prägung begegnen. In der *Stazione* lebt man gemeinsam – und es ist schwer zu sagen, wer Künstler*in und wer Bewohner*in oder Tourist*in ist. Alles geschieht ohne Eile, ohne festgelegte Rhythmen, denn: „Wer sich an der Stazione beeilt, verpasst den Zug.“ Das Programm nennt daher Uhrzeiten wie: „gegen Abend“, „bei Sonnenuntergang“, „in der Nacht...“ – als Hinweis auf die Bedeutung der Zeit. Die *Stazione-Postaja* ist über die Jahre zu einem immer reicheren und schöpferischen Raum geworden, der durch das Überschreiten von Grenzen und Begrenzungen neue Orte und neue Toponyme entstehen lässt

– und so die Wahrnehmungsgeografie von Topolò dauerhaft verändert. Die Projekte entwickeln sich oft aus einem künstlerischen Impuls heraus, wachsen, kreuzen sich, öffnen sich zu Metaprojekten, werden stark und unverwechselbar – und beginnen, aus Topolò in die Welt hinaus zu wirken und dort eine neue zeitgenössische Realität von Topolò zu vermitteln. Einige dauerhafte Projekte sind:

- Die *Botschaften*, die im Lauf der Jahre auf Wunsch von Künstler*innen entstanden, die regelmäßig die *Stazione* besuchten und zu ihren Botschafter*innen wurden. 1997 entstanden die *Botschaft der Niederlande (Nederlandse Ambassade)*, geleitet von Jan van der Ploeg und die *Botschaft der Tschechischen Republik*. Es folgten u.a. die *Botschaft Norwegens*, die *Botschaft der Ausgelöschten (Veloposlaništvo izbrisanih)* und die *Botschaft von Aotearoa/Neuseeland*.
- Die Universität von Topolò, aus der später die Abteilung für *Balkanitüde* hervorging, geleitet vom Mediävisten Angelo Floramo
- Das Institut für Topologie von Topolò, gegründet 2005, widmet sich jener „Wissenschaft mit schwankenden Grenzen“, die genau das Wesen von Topolò erfasst
- Die *Universelle Pinakothek von Topolò (PUT)*, erdacht und gegründet von Guido Scarabottolo
- Die *Post von Topolò – Pošta Topolove*, seit 2002 aktiv
- Das *Earth Water Institute*, einst geleitet von Ulay, das Forschungen zur Bedeutung von Wasser als universellem Gut betreibt
- Die Bibliothek *Valentino Gariup – Drjonu*
Aus den Werkstätten, die bereits in den ersten Jahren eingerichtet wurden, sind u.a. folgende Gruppen entstanden:
- Das *Topolovska Minimalna Orkestra (TMO)*, geleitet vom Musiker und Komponisten Antonio Della Marina aus Udine – ein offenes, wandelbares Ensemble, gegründet 2008, das bis heute aktiv ist
- *Les Tambours de Topolò (LTdT)*, entstanden im Jahr 2000 aus Straßenperkussionskursen mit Mülltonnen, organisiert von der *Stazione* – ebenfalls noch aktiv.

Die *Stazione* hat in Topolò über tausend künstlerische Projekte mit reger Beteiligung eines engagierten, neugierigen Publikums hervorgebracht und beherbergt – darunter Performances, Interventionen und Konzerte. Ihre außergewöhnliche Vision und ihr Handlungsgeist haben internationale Medien angezogen und Inspiration zu zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten, Abschluss- und Doktorarbeiten geliefert. Die *Stazione* hat Topolò von innen heraus verwandelt, urbane Wiederbelebungsprojekte angestoßen, die der Abwanderung entgegenwirkten, und neue junge Bewohner*innen anzogen. Gegründet wurde sie nach einer Idee von Moreno Miorelli, zur Realität wurde sie in Topolò durch meine Überzeugung und den beharrlichen Einsatz von Renzo Rucli, eines engagierten Architekten aus dem Dorf. Im Jahr 2022 schloss die *Stazione* nach 29 Jahren ihre Tore und hinterließ damit eine Lücke und große Sehnsucht, aber auch einen lebendigen Raum für neue Aktivitäten des jungen Kollektivs *Robida*, das nun im Dorf mit forschungsbasierter Arbeit rund ums Wohnen weiterwirkt.

Robida is an interdisciplinary collective that has been active since 2015 — as part of the Slovene minority community in Italy — based in the border village of Topolò/Topolove (Udine) in the region of Benečija. At the intersection of architecture, art, theory, radio practices, writing, and community engagement, it explores the relationships between space and its imaginaries, while questioning modes of living in post-rural, post-border, minoritarian, and multilingual contexts. The collective's practice, which can be situated within speculative architecture, opens new possibilities for alternative coexistence based on community and care for place.

From 2024 onwards Robida is developing the project **Uncommon Fruits**, in collaboration with the Slovene organisation *Zavod Cepika* (Kojško, Goriška Brda), which explores fruit tree culture of the border area where the two associations are based. Among the many workshops, activations and research based work, the workshop *Uncommon woods*, which took place in Topolò in April 2025, engaged with the questions: How do we use timber in a non-predatory manner? Can the specificities embodied in the irregular growth of a branch inform the process of shaping artifacts? And how do we pass on the knowledge held by working hands? During the workshop guided by the designers and architects **Madalena Vieira** and **Diogo Amaro** from Portugal, the participants used the wood of a fallen cherry tree to carve spoons and vessels which in the last day of the workshop were used as cups to drink cherry bark tea from.

robidacollective.com
uncommonfruits.robidacollective.com

Anna und ich (Kurzgeschichte)

Primož Sturman

Anna und ich waren gute Freundinnen. Sehr gute, vielleicht sogar beste Freundinnen waren wir. Wir wohnen noch immer direkt nebeneinander, aber seit mindestens einem Monat macht Anna einen weiten Bogen um mich. Anna wohnt länger hier als ich, ihre Eltern kauften ihre Mietwohnung früher als meine. Vor zwei Jahren hatten wir umziehen müssen, als sie Tata, meinen Vater, enteignet und ihm den Bauernhof in Coloncovoz weggenommen hatten. Anna war damals mein Fels in der Brandung, denn in Triest herrschen noch immer die Faschisten, die sich unseren Grund und Boden einverleiben, auch wenn sie sich seit Kriegsende als Christen und Demokraten tarnen.

Ich bin Slowenin, Anna ist Italienerin. Wir sind gleichaltrig. Es gibt sonst keine Mädchen in unserem Alter. Nur Jungen, denen wir allerdings am liebsten aus dem Weg gehen. Ihre Mutter nannte mich immer Nevia, wenn ich zu ihr zu Besuch kam, obwohl mein richtiger Name Neva ist. Tata, der früher alles Russische geradezu vergöttert hatte, erklärte mir eines Tages, dass ich nach dem Fluss benannt worden war, der durch Leningrad fließt. Den politischen Aktivitäten hatte er nach dem Krieg, als sich Tito und Stalin zerstritten hatten, den Rücken gekehrt, und als der Ungarische Volksaufstand niedergeschlagen wurde, war er Russland nicht mehr zugetan.

Zu meiner politischen Einstellung wollte er sich nie äußern, obwohl ich ihn um jeden Preis davon zu überzeugen versuchte, dass meine Generation in seine Fußstapfen getreten war. Ich war mir sicher, dass wir die Revolution zu Ende bringen würden, die ihm wegen den Amerikanern, und wegen den italienischen Politikern De Gasperi und Andreotti – letzteren fand ich schier unerträglich – missglückt war.

Anna und ich verbrachten die Morgen und Nachmittage miteinander. Morgens stiegen wir gemeinsam in den Bus, der in die Innenstadt fuhr, wo wir uns dann wieder verabschiedeten und jede ihres Weges ging. Ich in die Bildungsanstalt für slowenische Lehrkräfte, sie aufs italienische Gymnasium. Bald würden wir maturieren, aber wir würden nicht gemeinsam feiern. Wir fahren weiterhin mit dem gleichen Bus, nur ignoriert mich Anna jetzt.

Seite an Seite hatten wir uns an sämtlichen Demonstrationen beteiligt. Wir hatten zusammen gegen den Vietnamkrieg demonstriert und uns lautstark für Frau-

enrechte eingesetzt. Mehrmals mussten wir vor den „Celerini“ – Bereitschaftspolizisten – fliehen, die uns mit Gummiknüppeln und Tränengas angriffen. Anna war sogar mit von der Partie, als wir unserem Zorn über den faschistischen Bombenanschlag auf die slowenische Schule in den Straßen der Stadt Luft machten.

„Wo hat dein Tata im Krieg gekämpft?“, fragte sie mich eines Tages, als wir auf der Bank vor der Mietskaserne saßen, in der ich wohnte.

„Im IX. Partisanen-Korps. Er war einer der ersten Befreier Triests vor fast 30 Jahren. Und deiner?“

„Er war in Deutschland in Gefangenschaft.“

„Wurde im Gefangenenlager auch an der Revolution gearbeitet? Mein Tata erzählt immer, dass er bei den Partisanen Politikunterricht hatte.“

„Danach habe ich ihn nie gefragt. Ich glaube, er und andere haben die Arbeit an den Flugzeugen sabotiert. Nur gut, dass sie ihn dabei nicht erwischt haben.“

„Dann frag ihn mal, das würde mich interessieren.“

„Er spricht nicht gern über den Krieg.“

„Und meiner kann nicht darüber sprechen, ohne gleichzeitig auf die Politik zu schimpfen ...“

Am nächsten Tag fingen wir mit dem Rauchen an. Genau genommen war es so, dass ich die Zigaretten mitbrachte. Ich hatte sie Tata aus der Schachtel mit der Aufschrift „Morava“ stibitzt. Er kaufte sie jemandem zu einem sehr niedrigen Preis ab, der mehrmals wöchentlich welche aus Jugoslawien schmuggelte. Die italienischen, die teurer aber besser waren, konnte er sich in letzter Zeit nur noch selten leisten.

Eines Tages saß Anna ganz rot im Gesicht auf unserer Bank und sagte, dass wir jetzt Gras probieren würden. Ich sah sie erstaunt an und antwortete, dass ich sicher kein Gras äße, ich sei ja schließlich keine Kuh und auch keine Ziege. Sie erklärte mir, dass es sich um Gras zum Rauchen handelte.

„Ich wusste gar nicht, dass man Gras auch rauchen kann. Wo hast du es denn gepflückt, vor dem Haus?“

„Das ist Gras aus Indien, du Dummkopf.“

„Und wo hast du das her?“

„Tiziano hat es mir mitgebracht.“

„Wer ist Tiziano?“

Sie erzählte mir, er sei Philosophiestudent, ein radikaler aus Neapel stammender Linker. Er sei einer der politisch Aktivsten auf seiner Fakultät und verteile heimlich Flugblätter für die „Lotta-Continua-Bewe-

gung“. Er habe in Rom studiert, habe aber von dort fliehen müssen, weil die Faschisten hinter ihm her waren, die ihn bedroht und sogar verprügelt hatten. Wenn ich Annas oder, besser gesagt, Tizianos Gras rauchte, fühlte ich mich seelig. Die Enge, die ich in unserer Mietskaserne verspürte, war wie weggeblasen. Stattdessen schwelgte ich in Träumereien, wie schön es gewesen war, als wir noch auf unserem eigenen Bauernhof gelebt hatten. Jetzt mussten wir eingepfercht in dieser Mietskaserne wohnen, nachdem man uns den eigenen Grund und Boden unter den Füßen fortgerissen hatte. Schon hatte ich den Geschmack unseres hausgemachten Gemüses auf der Zunge. Dieses indische Gras wäre sicher auch etwas für meinen Tata. Es roch so viel besser als diese stinkenden jugoslawischen Zigaretten. Und viel ruhiger würde es ihn auch machen – nicht so wie jetzt, wenn er betrunken heim kam und auf Gott, die Faschisten und Italien schimpfte.

Eines Tages meinte Anna, ich müsse Tiziano einmal persönlich kennenlernen, ich solle an ihrer statt das Gras abholen. Von Haus aus etwas schüchtern, war es mir zuerst etwas unangenehm, aber dann ließ ich mich überreden.

„Er wird am Samstag nach dem Unterricht an der Haltestelle in der Nähe des Parks Boschetto auf dich warten.“

„Und wie erkenne ich ihn?“

„Er ist groß und schlank, hat lange, schwarze Haare. Sein Gesicht ähnelt ein bisschen dem des Sängers Claudio Baglioni.“

„Aha, ich muss offenbar meine Klischees über kleine Südtaliener überdenken.“

Am Samstag ging ich nach der Schule zu Fuß in Richtung Boschetto, wo meine Mitschüler in die Straßenbahn stiegen. Sergio rief mir hinterher, warum ich denn nicht mit ihnen führe. Ich antwortete, ich sei mit Anna verabredet, wir würden einen Spaziergang zur Villa Rivoltella machen. Es war ein schöner Frühlingstag. Da sah ich ihn. Es war Tiziano. Er sah genauso aus, wie Anna ihn beschrieben hatte. Hübsch und stattlich. Sogar hübscher noch als Baglioni. Ich wurde etwas misstrauisch. Lief da etwas zwischen den beiden? Verbrachte Anna am Ende lieber Zeit mit ihm als mit mir? War er schon bald ihr „Piccolo grande amore“, wie in dem Lied von Baglioni? Aber warum schickte Anna mich dann zu ihm, um das Gras zu holen? Wollte sie mich zu zusätzlichem politischen Engagement animieren?



Slowenische Trachten
FOTO Veronika Vascotto

Er sprach mit starkem süditalienischen Akzent. Wir setzten uns auf eine Bank im Schatten der Bäume. Er fing an, mich darüber auszufragen, wer aus meiner Schule beziehungsweise Klasse sich für eine neue politische Bewegung interessieren könnte, die noch entschlossener agieren würde.

„Zwei der Fanatischsten in meiner Klasse sind Sergio und Livijo. Die beiden sind in der Via Battisti schon einmal von Faschisten angegriffen und verprügelt worden“, sagte ich, und fühlte mich dabei sehr stolz, was für aufregende Mitschüler ich doch hatte.

„Noch jemand?“

„Toni vielleicht, aber der ist eher Nationalist, slowenischer Nationalist natürlich.“

„Nein, so was brauchen wir nicht.“

„Was ist denn das für eine neue Bewegung?“

„Das werden die Leute schon merken, wenn die Zeit reif ist. Ich werde mich mal mit den beiden treffen und ihnen alles erklären. Überbring du inzwischen meine Nachricht.“

„Hey, wo hast du denn eigentlich das Gras?“, flüsterte ich ihm zu.

„Ich habe es nicht bei mir. Ich habe einen von den Carabinieri in Zivil in die Straßenbahn steigen sehen, der vor einem Monat schon mal vor unserer Fakultät war. Da musste ich schnell bei der Dreher-Bräuerei aussteigen und in eine Seitengasse laufen. Das Päckchen habe ich hinter der Statue von Alma Vivoda versteckt.“

Bei der Erwähnung von Alma Vivoda funkelten meine Augen. Sie war die erste italienische Partisanin, die im Kampf gegen den Nazifaschismus gestorben war. Sie wurde von einem der Carabinieri erschossen, den sie gut gekannt und dem sie vertraut hatte. Wir gingen gemeinsam zur Via Pindemonte. Als wir bei der Statue ankamen, musterten wir uns.

„Ungefähr fünf Meter den Hang hinauf liegt das Päckchen mit dem Gras im Gebüsch. Ich hau ab, ich bin zu auffällig. Der Typ von den Carabinieri könnte noch immer hier irgendwo in der Gegend sein.“

Und schon war Tiziano verschwunden. Niemand in der Nähe. Nur Vogelgezwitscher war zu hören. Wie gerne hätte ich jetzt Anna an meiner Seite gehabt. Warum hatte sie mich mit Tiziano allein gelassen? Ich kannte ihn kaum eine halbe Stunde, und schon hatte er mich an einen einsamen Ort geführt. Eine böse Vorahnung beschlich mich. Das Paradies wurde mit einem Mal zur Hölle. Mir schauerte und mein Herz begann wild zu pochen. Ich lief los.

Er erwartete mich in einer leeren Seitengasse. Als ich ihn sah, erstarrte ich.

„Wohin so eilig? Wir sind noch nicht fertig miteinander!“, sagte er in angsteinflößendem Ton.

Ehe ich begriff, was gerade passierte, packte er mich am Hals und begann, mich zu würgen. Ich wollte schreien, doch ich konnte nicht.

„Bevor du gehst, wirst du mir verraten, wo deine kleinen Freunde neuerdings abhängen, damit wir ihnen noch ein paar verpassen können. Und zwar noch heute, jetzt gleich.“

Tiziano war in Wahrheit ein Faschist.

„Ich sage gar nichts. Ich werde meine Freunde nicht verraten! Lass mich los!“, brachte ich heraus.

Er zog ein Messer aus der Tasche und drohte mir. Ich trat ihn mit aller Kraft in den Bauch und floh durch die verlassene Gasse davon. Erst an der Kreuzung konnte ich mich unter die Leute mischen und rannte in Richtung Stadtzentrum.

Obwohl Mama und Tata merkten, dass mit mir etwas nicht stimmte, verlor ich zu Hause kein Wort über den Vorfall. Am Sonntag fuhr ich zu Sergio und erzählte ihm, was passiert war. Ich sagte, dass Tiziano nach

ihnen gefragt hatte, und dass sie auf sich aufpassen sollten, da er in Wahrheit ein Faschist war.

„Mach dir keine Sorgen. Wir werden ihn suchen und es ihm heimzahlen. Er kriegt seine Strafe“, sagte Sergio entschlossen.

Anna war nicht zu Hause. Sie war auf Verwandtenbesuch in Padua. Sie erfuhr alles erst am Montagmorgen, als wir uns im Bus trafen. Sie umarmte mich. Danach sprachen wir nicht mehr darüber.

Sergio, Livijo und Andrej warteten zunächst einige Tage vor der Fakultät, von der Anna gesagt hatte, dass Tiziano dort studierte. Da sie ihn nicht fanden, knöpften sie sich Anna vor. Eines Abends fingen sie sie vor ihrem Haus ab.

Ich ahnte nichts davon. Sergio erzählte mir später, dass sie felsenfest behauptet habe, Tiziano habe auch sie belogen und betrogen, doch sie glaubten ihr nicht. Weil sie nichts aus ihr herausbekamen, zerrten sie sie in eine Baracke auf der nahegelegenen Baustelle und nahmen sie eine Stunde lang abwechselnd durch. Ich versuchte Anna davon zu überzeugen, dass ich nichts damit zu tun hatte, dass die drei es aus eigenem Antrieb getan und vermutlich ihren Ärger an ihr ausgelassen hatten.

Ihr Vater bedrohte meinen Vater und schimpfte, was wir verdammt Titoisten denn eigentlich trieben, als ob die Foibe-Massaker nicht schon genug gewesen wären. Wenn ich bei meiner Meinung bliebe und zu meinen Mitschülern hielte, sagte Anna, solle ich verschwinden und sie nie wieder auch nur anschauen. Seitdem bin ich weniger politisch aktiv. Nur die Matura und der Beruf als Lehrerin interessieren mich noch. Die Welt kann man auch auf andere Weise verändern.

Übersetzung: Jens Sakellæk

Der Bahnhof von Nova Gorica erzählt die Grenzgeschichte.
FOTO Veronika Vascotto



Food, Gardens and Forms of Survival

A conversation between curator Heike Eipeldauer and artist Masatoshi Noguchi

HEIKE EIPELDAUER I would like to start with your residency at the Folkwang University in Essen, where the focus is on research into circular, resource-saving and regenerative design practices, in your case particularly the connection between food and sustainability. To what extent does this coincide with your previous artistic practice?

MASATOSHI NOGUCHI I've always been drawn to things that are overlooked or kept outside the frame, and the same applies to sustainability. I think it often focuses only on the environment, while ignoring social costs and human exploitation. For example, the restoration of the polluted Emscher river in Essen/Gelsenkirchen ate vast public funds. Yet, the people—especially in places like Gelsenkirchen, where I'm currently staying—are still hungry to stay within the metaphor of nourishing. It has Germany's highest unemployment rate and one of the highest AfD voter shares in Western Germany. For me, sustainability means acknowledging and addressing the overlooked costs to social structures, the environment, health, and especially to people, both present and future. In my art, vegetables and food symbolize these often-neglected systems and individual narratives.

The exploration of circular systems is a common thread in your artistic work. Whether you use organic materials as food, examine the cycles of plants, energy or water and address the vitality and adaptability of nature—you always reflect on them as part of a complex interplay of larger global, social, ecological and economic cycles as you have just described so vividly. However, your starting point for these big questions is always the smallest particle. Does this reduction of artistic means allow you to tell more?

In our daily lives, we encounter moments or objects that unexpectedly make us reflect on our own situation. In a way, they mirror our own situation. Noticing small details hinting at larger structures, like an iceberg's tip, strongly motivates my work. I try to embed layers in simplicity to create space for broader imagination. This simplicity isn't just aesthetic. I want my work to feel accessible and energy-efficient, as if anyone could make it. Personally, I tire of large, explanatory, or didactic art works. I prefer art that remains open, leaves room to imagine, doesn't over-explain and is possibly funny.

Atlas comes into my mind as a paradigmatic work for this approach: humble everyday objects like brooms, plants, spirit levels, children's building blocks lean against the gallery walls in a precarious and transitory balance.

Right, my work *Atlas* quite hits that point. Inspired by the Greek myth of Atlas, who lifts the sky (or the globe) as a consequence of divine punishment, my *Atlas* series features brooms and root vegetables as *Atlas* figures, precariously supporting a horizontal "upper world." I wanted to make it playful and humorous to transform overlooked, somber situations into a cheering, yet sometimes a bit painful, uplifting joke. I find creativity and emotional depth in art that allows sadness to inspire upliftment or cheer. It's important for me to stay attentive to these metaphors while also trying to understand the real conditions people live in. Because sometimes, the smallest gestures—however unpretentious—can touch us the most.

This movement from the small to the large and back again makes me think of the tops of the garden. The garden is defined as something delimited, something that is defined in relation to the outside. In its connotation as a garden of paradise it is a place of refuge and enclosure. Can the garden be considered a model in which the world holds its test?

Yes, I see the garden as an experimental, controlled environment—less complex than wild nature. It's like a lab or nursery for seedlings, providing a warm, nutrient-rich space for development before facing harsher conditions. However, the garden also censors: the owner dictates what thrives and what's removed. This mirrors today's information culture—echo chambers where we cultivate supporting views and discard the rest. A perceived refuge can quickly become isolating. Positively, I can connect the garden also to our pedagogic ideas.

Comparing the ambivalence of “enclosure” and “limitation” that the garden conveys with our information system seems conclusive to a certain extent. But to what extent do you see this in relation to pedagogical concepts?

A garden is defined by its boundaries—it's enclosed, shaped, and seems limited. But within this space, if allowed, growth, self-regulation, and rich complexity can unfold. This strongly aligns with Masanobu Fukuoka's philosophy of natural farming, which emphasizes minimal intervention. Similarly, Emmi Pikler's pedagogical approach advocates for restraint and trust. In both cases, limitation isn't suppression; it's an invitation to step back, observe, and trust in organic growth. Pedagogically, this challenges common models of control, opening space for autonomy, rhythm, and self-determination.

Masatoshi Noguchi
broom using another broom
FOTO Magma Maria



My intensive engagement with the Italian-French sculptor Medardo Rosso in recent years has made me think about what the term “artist-artist” is all about. The sculptor and photographer Rosso, a bridging figure between the 19th and 20th centuries, was and still is so decisive for many generations of artists, while he is almost unknown to a general public (outside Italy). We are just trying to change this with a major transepochal show in Vienna and Basel. In your view, are there specific artists who have a particular impact on the artistic practice of others? To what extent do you nourish from others?

Yes! Lois Weinberger is the artist who I admire for his wide perspective, like bird's-eye, while even enjoying the names of each small Unkraut on the ground. Additionally, Mierle Laderman Ukeles is for her care for a hidden corner of society we always depend on, the maintenance workers who invisibly sustain our society from our home, museum, or the garbage collection. Their work hits what exactly we face now, very visionary.

I feel that it is often art that creates a sense of the unresolved, that leaves questions unanswered, that has an afterlife and resonates in the artistic practice of others for a long time, at least as an undercurrent. To stay with your example of Ukeles: she was interested in how artists could use the concept of transference to empower people to act as agents of change and stimulate positive social involvement toward ecological sustainability. Some of your projects dealing with survival strategies and pedagogical concepts seem to me to be informed by this approach, could you elaborate on this?

My idea about survival took shape during the COVID pandemic in Berlin. Many of my fellow artists lost not only their exhibitions, but also the side jobs that sustained their lives. Sometimes, I try to find a metaphor for such feelings, like my work *A broom using another broom*, to push a bad condition down to an even lower worker. The book *Radical Hope* by Jonathan Lear describes this survival drive. He writes about the Crow Nation—one of the few Native American tribes that managed to keep their land and cultural identity. They survived because they adapted to the new conditions imposed by the dominant culture of the colonizers. It is painful yet powerful, so such an idea influenced me. Adapting—leaving behind old concepts and finding new ways of being—is a brave, even positive, form of survival.

Ohne Worte

Barbara Ladurner

September 2020, Südtirol.
Frau K. ist Kinderkrankenschwester. Sie arbeitet auf der Geburtstation. Leben schenken. Selbst auch zwei Kinder. F., 19, A., 16. Bub, Mädchen.
Er Arbeiter, sehr fleißig. Jetzt arbeitslos.
Sie Schule, sehr brav. Jetzt daheim.
Beide viele Freunde. Jetzt online.
Der Vater im Büro, zehn Stunden am Tag. Sehr freundlich und sozial. Liebt seine Familie. Frau und Kinder. Traum. Haus.
Die Familie wohnt an einem schönen Ort. Sehr schön und sehr wohlhabend. Nicht reich, aber genug Geld.
Keine Probleme.
Alle unter einem Dach. Auch die Oma. Sehr nett und kocht gern für alle. Nur jetzt nicht, verboten. Schutz. Angst.

Donnerstag, 9:15 Uhr.
Frau K. im Krankenhaus Leben schenken helfen. Drei Neugeborene. Gesund. Ohne Vater.
Sie gut im Job und gern. Jetzt Kaffee mit einer Kollegin. Jeden Tag so. Cafeteria im Foyer. Plastikstriche am Boden. Ein-Meter-Markierung. Vor der Kassa.
Zahlen mit Karte. Kein Bargeld, wenn möglich. Aber nicht verboten. Nur nicht erwünscht. Frau K. mit Bankomat. Freundin wird eingeladen. Frau K. sehr nett. Immer bemüht um die anderen. Kaffee im Plastikbecher. Wird weggeschmissen. Schade für die Umwelt.
Zuckertüte heimlich eingepackt. Für Patientin X. Mag ihr Getränk gesüßt.

Vater im Büro, wie immer. Sehr geschätzt von Kollegen. Familienfoto am Schreibtisch. Kaffeetasse daneben. Am Vormittag Arbeit am PC, später Besprechung mit Firma. Über Computer. Nicht in echt.

Oma im ersten Stock der Wohnung. Alleine. Darf keinen Besuch empfangen. Zu gefährlich, in ihrem Alter. In alten Illustrierten blättern.

Tochter A. im Zimmer vor dem PC. Am Vormittag Schule. Über Computer. Nicht in echt. Übungen machen. A. mit dem Handy im Chat mit einer Freundin. Herzetomicons.

Sohn F. auch im Zimmer vor dem PC. Bein im Gips. Komplizierter Oberschenkelbruch vor ein paar Wochen. Operiert worden. Allein. Hat wehgetan. Aber wird wieder, meint Arzt. Kein Besuch. Schmerzmittel. F. mit dem Handy im Chat mit einem Arbeitskollegen. Kein Emoticon.

Donnerstag, 12.30 Uhr.
Mittagspause.
Essen.
Alle.
Alleine.
Frau K. im Krankenhaus, Herr. K. im Büro, Sohn F. im Zimmer, Tochter A. im Zimmer, Oma in der Küche.
Fernseher dudelt. Nachrichten wahrscheinlich.

Donnerstag, 17.30 Uhr.
Frau K. noch im Krankenhaus. Neues Kind. Schwere Geburt.
Herr K. noch im Büro. Besprechung. Über Computer, nicht in echt.
Oma auf dem Sofa. Fernsehen.
Sohn F. im Zimmer.
Tochter A. im Zimmer. Noch immer im Chat mit Freundin. Jetzt Videoanruf. Beide lachen. Schulaufgaben gegenseitig abschreiben. Dann reden.

Donnerstag, 17.46 Uhr.
Frau K. im Krankenhaus. Kind geboren. Infektion. Antibiotika. Aber wird wieder, meint Arzt.
Herr K. im Büro. Besprechung fast fertig. Über Computer, nicht in echt.
Oma noch immer fernsehen.
Sohn F.
Tochter A. fertig telefoniert. Will Bruder etwas fragen. Aber keine Antwort. Fragt noch einmal. Kümmert sich um ihn, bringt Essen und Trinken, weil Bruder Bein im Gips. Wieder keine Antwort. A. ruft laut und klopft.
Keine Antwort. Komisches Gefühl. Ruft lauter, klopft lauter. Keine Antwort. Hört kurz auf. Irritiert. Komisches Gefühl stärker. Ruft ganz laut und hämmert gegen Tür. Ein bisschen Panik in der Stimme. Schon ein bisschen Angst. Keine Antwort. Weiß nicht, was tun.
Handy in der Tasche. Immer mit dabei. Also Anruf.
Handy singt im Zimmer. Aber Türe verschlossen. Und keine Antwort. Noch ein paar Mal dasselbe. Dann Anruf eines Freundes des Bruders. Er versucht. Auch keine Antwort. Freund sehr lieb und gleich im Haus nebenan. Kommt rüber. Auch wenn verboten. Komisches Gefühl zu groß. Nicht einmal Maske mit dabei.
Freund ruft und klopft ganz laut. Drinnen leise.
Vater angerufen.
Kommt sofort. Sitzung schnell beendet. Über Computer. In echt.
Mit dem Auto heim gerast.
Stürzt ins Haus.
Tritt die Tür ein.
Sohn F. aufgeschlitzt. Messer daneben. Überall Blut. Geschrei.
Herr K. stürzt zum Bett.
Sohn regungslos.
Pulsadern aufgeschnitten.
So viel Blut.
Schwester A. dreht durch.
Oma hört Geschrei. Böse Vorahnung. Geht runter ins Erdgeschoss. Sieht toten Enkel. Schreit auch.
Frau K. fertig gearbeitet auf Geburtstation. Leben geschenkt. Fährt mit dem Auto heim. Pfeift fröhlich unter Maske. Gibt Polizeiauto Vorfahrt.

Donnerstag, 18 Uhr
Freund Rettung gerufen. Sofort da.
Auch Polizeiauto. Dann Frau K.
Viele kalte Schauer.
Zimmer voller Blut.
Mama.
Leben geschenkt.
Sohn genommen.
Warum?
Niemand gemerkt.
Schwester im Zimmer nebenan.
Alle von Sinnen.
Notfallseelsorge Tropfen.
Nebel.
Unfassbar.
Keine Worte.

Freitag, 15 Uhr
Keine Beerdigung möglich.
Sohn F. viele Freunde.
Jetzt nur online.
Kein Abschied.
Alles vernebelt.
Tränen und Blut.
Drei Personen ganzen Tag geputzt. Wand und Boden voller Blutflecken. Schwer zum Rauskriegen.
Manche Flecken nicht rausgegangen. Innen.
Alle unter Schock.
Nachbarn auf Balkon. Herzliches Beileid. Keine Umarmung. Verboten.
Krankenhaus und Chef angerufen. Urlaubsangebot.
Alle Verwandten und Freunde benachrichtigt.
Tropfen.
Pfarrer gebettelt. Aber Trauerfeier verboten.
Kein Abschied.
Behörden angefleht. Aber Trauerfeier verboten.
Kein Abschied.
Tropfen.
Notfallseelsorge sich eingeklinkt. Trauerbegleitung angeboten.
Über Computer, nicht in echt.
Aber wird wieder, meint Arzt.

SAAVanne

Die Rubrik der Südtiroler Autorinnen- und Autorenvereinigung

Herzlich willkommen in der SAAVanne. Kein immergrüner Regenwald, dessen Luftfeuchtigkeit Ihnen den Atem raubt. Keine Wüste, deren sengende Hitze Sie um den Verstand bringt. Lassen Sie den Blick in aller Ruhe schweifen – wenn Sie ganz genau hinschauen, können Sie sehen, was für feine Gräser, Sträucher und Bäume da wachsen...

Elf Jahre und ein halbes Schweigen

David Bandelj

IV.
Ich bin Erik Hecht
und ich bin Jana Neumann
ich bin weniger als 15 Jahre alt
geboren wurde ich am 28. 06. 1930
ich bin weniger als 5
geboren 1939
deine Mutter und dein Vater sind um ein Jahr jünger
einst werden sie Enkel haben
sie auf ihren Schößten wiegen
ihnen Märchen lesen
nach uns bleiben nur die
Namen
festgehalten mit der Kreide
auf zwei Lederreisetaschen
und das Datum unserer Geburt
das werden unser beider Gruften sein

NACHLASS
Daheim
zieh‘ ich die Schuhe aus
ich bringe sie ins Bad
um sie zu waschen
dort fange ich langsam an
von ihnen Schlamm
zu schälen und in einer kleinen Schachtel einzusam-
meln
meine Tochter fragt was ich da tue
ich antworte ihr
dass dies kein Schlamm sei
sondern Menschen
die Schachtel bestatte ich und mit ihr einen Teil von mir
die Schuhe reinige ich nicht
die Überreste aller die auf ihnen kleben
gehen
jetzt
mit mir

Übersetzung: Boštjan Dvořák

Autor*innen

David Bandelj

Dichter, Musiker, Lehrer,
Gorica/Gorizia

Massimiliano Boschi

Journalist, Mitarbeiter von *Alto Adige*
Innovazione, Bologna/Bozen

Štefan Čok

Historiker an der *Sezione di Storia ed*
Etnografia della Biblioteca Nazionale Slovena
e degli Studi di Trieste, Triest

Hannes Egger

Künstler, Autor, Dozent UniBZ, *Lana*

Heike Eipeldauer

Kuratorin und stv. wissenschaftliche Leiterin
mumok–Museum moderner Kunst,
Stiftung Ludwig Wien, Wien

Jana Jocif

Fotografin, *Ljubljana*

Barbara Ladurner

Autorin, *Meran*

Robida

Interdisziplinäres Kollektiv, *Topolò/Topolove*

Donatella Ruttar

Architektin und Unterrichtende,
Liessa di Grimalco

Masatoshi Noguchi

Künstler, *Yokohama/Tokyo/Eppan*

Haimo Perkmann

Kulturjournalist, *Meran*

Tatiana Silla

Kulturhistorikerin, Autorin und Übersetzerin, *Wien*

Primož Sturman

Historiker, Autor und Übersetzer, *Triest/Sežana*

Eva Sušnik

Architektin, *Nova Gorica*

Veronika Vascotto

Künstlerin und Designerin, *Triest/Bozen*



STIFTUNG SÜDTIROLER SPARKASSE
FONDAZIONE CASSA DI RISPARMIO DI BOLZANO

Wir stiften Kultur
Promuoviamo cultura